

*Von Andreas Franz sind im Knaur TB bereits erschienen:*

*Die Julia-Durant-Reihe:*

Jung, blond, tot  
Das achte Opfer  
Letale Dosis  
Der Jäger  
Das Syndikat der Spinne  
Kaltes Blut  
Das Verlies  
Teuflische Versprechen  
Tödliches Lachen  
Das Todeskreuz  
Mörderische Tage  
Todesmelodie  
(von Andreas Franz  
und Daniel Holbe)

*Die Peter-Brandt-Reihe:*

Tod eines Lehrers  
Mord auf Raten  
Schrei der Nachtigall  
Teufelsleib

*Die Sören-Henning-Reihe:*

Unsichtbare Spuren  
Spiel der Teufel  
Eisige Nähe

*Außerdem von Andreas Franz:*

Der Finger Gottes  
Die Bankerin

*Über die Autoren:*

Andreas Franz' große Leidenschaft war von jeher das Schreiben. Bereits mit seinem ersten Erfolgsroman »Jung, blond, tot« gelang es ihm, unzählige Krimileser in seinen Bann zu ziehen. Seitdem folgt Bestseller auf Bestseller, die ihn zu Deutschlands erfolgreichstem Krimiautor machten. Seinen ausgezeichneten Kontakten zu Polizei und anderen Dienststellen ist die große Authentizität seiner Kriminalromane zu verdanken. Andreas Franz starb im März 2011. Er war verheiratet und hatte fünf Kinder.

Daniel Holbe, Jahrgang 1976, lebt mit seiner Familie in der Wetterau unweit von Frankfurt. Insbesondere Krimis rund um Frankfurt und Hessen faszinieren den lesebegeisterten Daniel Holbe schon seit geraumer Zeit. So wurde er Andreas-Franz-Fan – und schließlich selbst Autor.

ANDREAS  
FRANZ  
DANIEL HOLBE

# Tödlicher Absturz

Ein neuer Fall für Julia Durant

Kriminalroman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Originalausgabe März 2013  
Knaur Taschenbuch  
© 2013 Knaur Taschenbuch  
Ein Imprint der Verlagsgruppe  
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: Regine Weisbrod  
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagabbildung: Getty Images/ polarica  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-51237-1

*Lumpen ergeben Papier  
Papier ergibt Geld  
Geld ergibt Banken  
Banken geben Darlehen  
Darlehen ergeben Bettler  
Bettler ergeben Lumpen*

Lumpensammlerweisheit  
aus dem 18. Jahrhundert



# PROLOG

**E**ine Hundskälte da draußen«, kommentierte der Taxifahrer den eisigen Luftzug, der die muffige Luft im Wageninneren durchströmte. Zu seiner Verwunderung war der Fahrgast hinten eingestiegen, obwohl er die Beifahrertür bereits entriegelt und einen Spalt aufgestoßen hatte. Nach Mitternacht stellte kaum einer der Kollegen seinen Wagen irgendwo ab, ohne sich darin einzuschließen. Man konnte nie wissen – nicht in Frankfurt, nicht zu dieser Zeit.

»Allerdings«, brummte es von hinten, dann, etwas freundlicher, »na ja, es muss ja auch nicht das ganze Jahr über mild sein. Zum Museumsufer bitte, ich sage Ihnen dann drüben, wohin dort genau.«

Der cremefarbene Mercedes war zwei Jahre alt und sehr gepflegt. Er roch dezent nach Rauch und ein wenig nach Abgasen, so wie Taxis eben riechen, in denen Fahrer stundenlang herumsitzen und die verschiedensten Fahrgäste durch die Gegend chauffieren. Alkohol, Kotze, Kneipendunst und auch mal eine benutzte Heroinspritze – das waren nur einige der Spuren, denen man als Taxifahrer in dieser Stadt ausgesetzt war, und die abwaschbaren, regelmäßig imprägnierten Ledersitze waren daher ein Segen. Nicht auszudenken, wenn ein volltrunkener Gast seine Blase nicht mehr unter Kontrolle halten konnte und sich in gepolsterte Stoffsitze entleerte ...

»Komme ich für fünf achtundachtzig denn überhaupt rüber zum anderen Mainufer?«, unterbrach die Stimme aus dem Fond

den Gedankengang des Fahrers. Er zuckte zusammen und warf einen Blick auf die rote Digitalanzeige des Taxameters. »Na, rüber bestimmt«, überlegte er laut, »und sogar ein Stückchen weiter. Aber allzu weit reicht es wohl nicht, wegen der Nachtpauschale und so ... Sie können mit EC-Karte zahlen, und mein Lesegerät akzeptiert auch die gängigen Kreditkarten.«

»Hätte ich Plastikgeld dabei, würde ich wohl nicht nach fünf achtundachtzig fragen«, erwiderte die Stimme mürrisch.

Der Fahrer zuckte mit den Schultern. Dann eben nicht. Er setzte den Blinker, nahm den Fuß etwas vom Gaspedal und ordnete sich auf die Rechtsabbiegespur ein.

»Ein Vorschlag«, setzte er erneut an. »Ich stelle mich an den Affentorplatz, da stehen die Chancen am besten, dass ich nicht zu lange warten muss. Wird dann zwar übers Limit gehen, aber das wäre okay für mich.«

»Hmm. Aber wir fahren über die Bubis-Brücke.«

»Jetzt sowieso, wir sind ja schon gleich dort.«

»Können Sie bitte ganz langsam rüberfahren?«

Der Taxifahrer runzelte die Stirn und warf einen prüfenden Blick in den Innenspiegel. Hinter dem Mercedes fuhr kein Fahrzeug, die Straßen waren ohnehin relativ leer.

»Solange keiner kommt, meinetwegen.«

Über dem Main schien ein leichter Dunst zu liegen, ansonsten war die Luft kristallklar, und die Lichter der rechts in den Blick kommenden Skyline strahlten in die Nacht. Ein Seufzen ertönte von hinten, zumindest kam es dem Fahrer so vor, und mit einem weiteren Blick in den zweiten Innenspiegel musterte er seinen Fahrgast. Er trug einen schwarzen Mantel, nicht zugeknöpft, darunter war ein weißes Hemd zu erkennen, keine Kravatte, aber ein dunkler Schal lag locker um den Hals. Handschuhe trug der Mann nicht, und eine Tasche hatte er auch nicht bei sich. Vielleicht einer dieser Workaholics, die weder Tages-

zeiten noch Feiertage kennen. Nur eben mal kurz ins Büro, und ehe man sich's versieht, sind zwei Tage um, und man hat weder gegessen noch geschlafen, bestenfalls mal einen kurzen Augenblick, und dann steht man irgendwann nachts ohne Portemonnaie am Römer und friert sich den Hintern ab.

Ein weiteres Seufzen, eher ein schweres Atmen, das Taxi hatte gerade die Hälfte der Brücke überquert.

»Würden Sie kurz anhalten?«

»Nein, bedaure. Nicht mitten auf der Brücke.«

»Dann fahren Sie doch am Ende mal rechts ran.«

»Hören Sie, die Uhr läuft auch, wenn ich stehe«, mahnte der Fahrer. »Außerdem kommt hinter uns ein Auto, ich kann hier nicht weiter den Verkehr blockieren.«

»Schon gut, lassen Sie mich einfach am Ende raus.« Die Stimme klang wieder versöhnlich, und der Fahrer änderte daraufhin seine Meinung.

»Okay, meinetwegen fahre ich Sie auch noch mal hin und her, wenn Sie mögen. Sie glauben gar nicht, wie viele Leute unterwegs ein wenig Sightseeing geboten haben möchten. Aber danach fahre ich mit Ihnen direkt zum Affentorplatz, und Sie gehen endlich nach Hause. Sie werden ja wohl mal einen Tag ohne Ihr Büro auskommen.«

»Ich wohne nicht am Affentorplatz. Biegen Sie einfach rechts ab und fahren Sie den Main entlang. Möglichst langsam, wenn der Verkehr es zulässt. Ich steige dann aus, sobald der Fahrpreis erreicht ist.«

Der Fahrer seufzte und lenkte den Wagen nach rechts. Die Skyline war nun auch für ihn gut zu sehen, der gelbe Schein des Hochhauses der Commerzbank, die angestrahlte rot-weiße Antenne des Maintowers sowie unzählige Glasfenster, hinter denen zum Teil Licht brannte oder die fremdes Licht reflektierten.

»Der Kunde ist König«, brummte er, »und wir haben ja immerhin die Zeit des Gebens, nicht wahr?«

»Davon merkt man in meinem Job nicht viel«, erwiderte der Fahrgast kopfschüttelnd. »Bei uns gibt es nur dreihundertfünf-undsechzig Tage des Nehmens, na ja, und alle vier Jahre sogar noch einen Tag mehr.«

»Banker?«

»Anlageberater.«

»Hm«, nickte der Fahrer, »knapp daneben. Aber stimmt, ein Banker arbeitet wohl auch nicht mehr um diese Zeit.«

»Kommt drauf an«, war die knappe Antwort, dann schwiegen die beiden wieder. Schließlich setzte der Fahrer den Blinker rechts und steuerte den Wagen so weit wie möglich an den rechten Fahrbahnrand, hielt aber noch nicht an.

»Okay, wir müssten nun langsam zum Ende kommen. Ich würde mich, um ehrlich zu sein, doch lieber an den Hauptbahnhof stellen.«

»Schon gut, wie steht das Taxameter?«

»Sechs fünfzehn. Aber egal. Ich habe ja gesagt, Sie können ein Stück länger mitkommen.« Der Fahrer lächelte und drehte den Kopf nach hinten.

»Also fünf achtundachtzig bitte.«

Sein Fahrgast nestelte in den Taschen seines Mantels herum und brachte eine zerknitterte Fünfeuronote zum Vorschein, außerdem ein paar goldene und kupferfarbene Münzen.

»Fünf, fünf zwanzig, vierzig ...« Die Zähl Schritte wurden immer kleiner, bis es nur noch Centstücke waren, die der Mann abzählte. Die Ärmel seines Mantels waren abgewetzt, das fiel dem Taxifahrer erst jetzt auf, das Hemd war zerknittert, und auch der Schal wirkte abgetragen. Das kantige Gesicht mit den dunklen Augenbrauen und den tiefen Stirnfalten war unrasiert.

»Siebenundachtzig, Mist, einer ist mir wohl runtergefallen.«

»Macht doch nichts, der findet sich schon. Und wenn nicht, bleibt's ein Glückspfennig. Oder Glückscents meinetwegen. Ist doch eine schöne Tradition.«

»Wie Sie meinen«, erwiderte der Gast mit einem schmalen Lächeln, doch die Augen blieben trüb. Er machte eine Faust um das Geld und streckte sie dem Taxifahrer entgegen. »Hier, bitte. Und danke fürs Mitnehmen.«

»Gerne. Und sehen Sie zu, dass Sie ins Warme kommen!«

Der Fahrgast verharrte einen Augenblick, nachdem er die schwere Tür des Mercedes schwungvoll ins Schloss geschlagen hatte. Fröstelnd schlug er seinen Kragen hoch und verschränkte die Arme. Ein kalter Windstoß fuhr ihm durch die Haare, während er den Blick über die Querstraße und dann die Untermainbrücke entlangwandern ließ, an deren gegenüberliegenden Ende die eleganten Hotels und Geschäftshäuser lagen. Trotz der späten Uhrzeit, es war bereits Viertel nach drei, überquerten immer wieder Fahrzeuge den Main. Mit einem Schulterzucken setzte er sich in Bewegung, warf noch einen raschen Blick zurück, um sich zu vergewissern, ob das Taxi nicht bald verschwinden wollte. Doch der Fahrer schien es nicht allzu eilig zu haben.

Er zählte die Schritte, bei dreißig hörte er auf und hob den Blick vom Asphalt des breiten Fußgängerstreifens nach oben. Selbst im Dunkel der Nacht – oder vielleicht sogar gerade dann – wirkten die fernen Fassaden gleichermaßen majestätisch wie beängstigend. Er versuchte, anhand der winzigen Fenster die Etagen zu zählen, wurde aber immer wieder durch die Lichtreflexe irritiert. Irgendwo dort oben jedenfalls war es gewesen, sein Büro. Geräumig, elegant, ein dunkler Schreibtisch im Kolonialstil, eine ebenso dunkle und mächtige Bücherwand, überall dazwischen teure Mitbringsel von verschiedenen Reisen: auf

dem Boden der handgefertigte Teppich aus dem Nahen Osten, im Regal vor den Aktenordnern eine Schatulle aus Elfenbein, neben dem Tisch ein Lampenschirm aus Schlangenhaut und, ganz besonders apart, ein Haigebiss über der Tür. Er hatte aufgehört zu zählen, wie viele Kunden er damit vergrault hatte und wie viele Kommentare er lachend darüber im Kreis seiner Partner zum Besten gegeben hatte.

Doch all das war nicht mehr wichtig, das Büro gehörte nun einem anderen, das Gebiss war wer weiß wo – vielleicht hing es ja sogar noch.

Es war wie im Mittelalter: In den erhabenen Burgen verschanzte sich die Elite gegen den Pöbel und blickte voller Verachtung auf ihn hinab. Das Glück lag bei dem, der sich auf der richtigen Seite befand, und hier unten, nachts, in winterlicher Kälte, war definitiv die falsche.

Mit klammen Fingern tastete er das metallene Geländer ab, pasierte einen der Betonaufsätze, aus deren Oberseite Straßenlaternen ragten. Knapp acht Meter, so wusste er, betrug die Durchfahrtshöhe in der Brückenmitte, dort, wo der weiteste Abstand zwischen zwei Laternen war. Von hinten näherte sich ein Auto, es war das Taxi, der Fahrer nickte ihm flüchtig zu. Er blieb stehen und folgte dem Wagen mit seinen Blicken. Zwei weitere Autos bogen auf die Brücke ein, beschleunigten und brausten an ihm vorüber, ohne ihn zu beachten. Wenn die Hochhäuser Burgen waren, so bildeten die protzigen Karossen wohl die Schlachtrösser. Doch all das hatte nun keine Bedeutung mehr. Er prüfte, ob sich irgendwo ein Fußgänger, ein Fahrradfahrer oder ein weiteres Auto näherte. Nichts. Nun sollte er keine Zeit verlieren, das wusste er, das hatte er bereits gewusst, als er ins Taxi gestiegen war. Etwas zittrig kletterte er über das Geländer, verlagerte sein Gewicht auf die Absätze seiner Schuhe und versuchte dabei, so nah wie möglich an der Re-

ling zu stehen. Seine Finger klammerten sich schmerzhaft um das kalte Metall, die Arme hatte er links und rechts von sich gestreckt.

Ein letztes Mal ließ er den Blick in Richtung Skyline wandern, dann, wie in Zeitlupe, schloss er die Augen, nahm einen tiefen Atemzug durch die Nase und löste die Finger.



# FREITAG

**FREITAG, 31. DEZEMBER 2010, 22.50 UHR**

**K**arl von Eisner goss sich ein Glas Champagner ein und beobachtete die kleinen Gasbläschen, die sich wie Perlenschnüre an der Innenwand des Glases nach oben schlängelten. »Du auch?«, fragte er knapp und nickte dem Mädchen zu, deren Kopf auf seiner dunkel behaarten Brust ruhte und deren Augen gedankenverloren ins Leere zu blicken schienen.

»Nein danke. Für mich nicht.«

»Schade drum«, seufzte Karl. Er nippte kurz an seinem Glas.

»Das ist eine ganz andere Liga als dieser Discountmüll. Was meinst du, wie viel so eine Flasche kostet?«

»Weiß nicht«, klang es leise, und das Mädchen zuckte gleichgültig mit den Schultern. »Fünzig vielleicht? Ich habe keine Ahnung.«

»Pah, fünfzig ... Für einen guten Bollinger musst du schon ein wenig mehr hinblättern. Probier's noch mal.«

»Hundert?«

»Fast richtig. Da siehst du mal, was mir unsere kleinen Treffen wert sind.«

»Aber ich trinke doch fast nie etwas«, gab das Mädchen zurück.

»Du weißt eben nicht, was gut ist. Aber das ist dein Problem.« Er sah auf die Uhr, verdammt, schon so spät.

»Dann schlage ich vor, du widmest dich wieder dem, von dem du immer kostest, wenn du hier bist«, fügte er lasziv hinzu und hob die Decke an, die ihre Körper unterhalb der Hüfte bedeckte.

Lara verachtete seine Überheblichkeit, auch wenn Karl von Eisner alles in allem kein unangenehmer Kunde war. Er sah gut aus für einen Mann jenseits der fünfzig, war trainiert, hatte nicht zu viel schlaffes Fettgewebe an Bauch und Hüfte – angeblich hielt er sich durch regelmäßiges Joggen in Form. Sie hätte es also weitaus schlechter treffen können. Seine Augen allerdings waren unheimlich, sie waren von einer beängstigenden Kälte und zeigten selbst beim Sex kaum eine Gefühlsregung außer Gier. Selbst diese brach jedoch nur kurz vor dem Höhepunkt durch, bevor der Direktor, wie sie ihn manchmal nennen musste, sich krampfend in sie ergoss. Seine dunkelbraunen Haare waren zweifelsohne gefärbt, und zwar inklusive der kräftigen Augenbrauen. Alles in allem also war er kein Kunde der üblichen Natur, korpulente, verklemmte Mutter-söhnchen oder diskrete Familienväter auf Abwegen, die bereits nach dem Akt um Verständnis buhlten. Der Direktor hingegen hatte Macht und Geld, und er machte daraus auch keinen Hehl. Ja, Lara hätte es schlechter treffen können als mit diesem attraktiven Kunden, dessen sexuelle Vorlieben nicht pervers waren und dessen Portemonnaie recht locker saß. Der Direktor war Laras Ticket in die Zukunft, ein paar Monate noch, dann würde sie eine Abendschule besuchen und sich noch vor ihrem dreiundzwanzigsten Geburtstag an einer Universität einschreiben.

Die Treffen, auch damit hatte sich das Mädchen arrangiert, kamen meist recht kurzfristig, so auch heute. Sie trafen sich in einem kleinen Appartement am Rand von Oberrad. Wenn der

Direktor kam, musste Lara ihn bereits erwarten, was nicht weiter schwer war, denn sie wohnte kaum zwei Kilometer entfernt in der Nähe der Binding Brauerei und war mit dem Fahrrad binnen weniger Minuten vor Ort. Ein eigenes Auto besaß Lara nicht, Taxifahren sollte sie nicht, zu indiskret, und auf öffentliche Verkehrsmittel zu warten hatte sie keine Lust.

Der erste Akt dauerte in der Regel nur wenige Minuten, Stressabbau, ein schneller Schuss, keuchend und schwitzend arbeitete er sich in Missionarsstellung an ihr ab, rollte danach zur Seite. Lara musste ihm dann das obligatorische Gummi herunterziehen und danach an seiner Brust liegen, während sein Herzschlag sich nach und nach beruhigte und die schnelle Atmung langsamer wurde. Danach folgte der Small Talk, jene Überheblichkeiten, die Lara zunehmend verabscheute, weil es meist darauf hinauslief, dass der Direktor ihren kleinen, geilen Körper erwähnte und dass nicht jeder im Leben sein Köpfchen einsetzen müsse, vor allem, wenn der Rest unterhalb nur gut genug beschaffen sei. Diese Phase, manchmal zehn Minuten, manchmal eine halbe Stunde, ließ Lara über sich ergehen, während sie darauf wartete, dass seine Potenz sich regenerierte für den zweiten, deutlich längeren und abwechslungsreicheren Akt.

Heute jedoch schien Karl von Eisner unter besonderem Stress zu stehen, denn obwohl Lara genau wusste, wo sie Hände, Lippen und Zunge an seinem Geschlechtsteil einzusetzen hatte, regte sich nichts.

»Verdammt, Kleine, was machst du?«, grollte er. »Ich muss los, die Gala, und ich will dich vorher noch einmal spüren.«

Doch es tat sich nichts. Der Schwellkörper pulsierte zwar sanft, wurde aber nicht hart. Nach einer weiteren Minute, Lara setzte nun das Zungenpiercing ein, und spätestens jetzt sollte ihr Bemühen doch Effekt zeigen, stieß der Direktor wütend ihren Kopf zurück und sprang auf.

»So, jetzt reicht's mir, glaub ja nicht, dass du nachlässig werden kannst, wo ich dir so viel Geld in den Arsch geblasen habe!« In seinen Augen erkannte das verschüchterte Mädchen plötzlich eine neue, ihr bis dato unbekannte Gefühlsregung. Wut. Entstanden durch verletzten Stolz, nur so konnte Lara sich diese Reaktion erklären, denn es war das erste Mal, dass ihn seine Manneskraft im Stich gelassen hatte.

»Komm, wir versuchen es einfach noch mal«, säuselte sie, »auf die paar Minuten kommt es doch sicher nicht an.«

Der Handrücken traf sie völlig unerwartet und so hart, dass ihr Kopf zur Seite flog. Lara schnappte unwillkürlich nach Luft, wusste nicht, wie ihr geschah, vernahm nur, wie der Direktor ins Bad stampfte und dabei etwas murmelte wie: »Mit dir bin ich fertig.«

Wimmernd rollte sie sich auf der Matratze zusammen, heiß pochte ihre Wange. Im Bad wurde die Duschkabine geöffnet und Wasser aufgedreht, dessen monotones Prasseln alle anderen Geräusche überdeckte. Wie viele Minuten sie in zusammengerollter Fötalstellung verbracht hatte, hätte Lara nicht zu sagen vermocht. Der Schmerz auf ihrer Wange ließ langsam nach, doch vielleicht hatte sie sich auch nur daran gewöhnt. Sie fiel in einen dösenden Zustand, vernahm weder die leisen Schritte noch den Schatten, der sich ihr näherte.

Das Letzte, was Lara spürte, war ein dumpfer Schlag auf den Hinterkopf. Von dem Feuerwerk, den Kanonenschlägen, Tausenden jubelnden Menschen und der ausgelassenen Atmosphäre im Dunst der Schwarzpulverwolken, die von der Kälte zwischen den Häuserschluchten der Stadt gefangen gehalten wurden, bekam Lara nichts mehr mit. Für sie begann das neue Jahr, auf dessen Beginn wie in jeder Neujahrsnacht die Hoffnung von Millionen Menschen lag, mit der Hoffnungslosigkeit und Endgültigkeit des Todes.

Nur einige hundert Meter entfernt entkorkte Karl von Eisner eine halbe Stunde später eine weitere Champagnerflasche. Lachshäppchen, tablettweise Bruschetta und natürlich Kaviar auf Wachteleiern – das war seine Welt. Es gab in Frankfurt nicht wenige Menschen, die ihre Seele verkauft hätten, um an diesem Galadiner teilnehmen zu dürfen. Doch diese Welt ist nicht für alle gedacht, dachte der Direktor zufrieden, als er lachend mit seinen Geschäftspartnern, seiner eleganten Frau und einigen befreundeten Kollegen aufs neue Jahr anstieß.

# SONNTAG

**SONNTAG, 2. JANUAR 2011, 10.50 UHR**

Julia Durant gähnte noch einmal herzhaft und nahm anschließend das unerbittlich läutende Telefon aus der Ladestation. Ein kurzer Blick aufs Display verriet ihr, dass es sich um die Nummer von Kommissariatsleiter Berger handelte. Stirnrunzelnd warf sie einen Blick auf die Uhr. Kein gutes Omen, dachte sie noch, dann vernahm sie bereits die Stimme ihres Chefs: »Guten Morgen, Frau Durant, und frohes neues Jahr.«

»Danke ebenso. Vermutlich wird es nicht mehr lange so froh bleiben.«

»Ich störe Sie auch nur ungern, aber mit Ermittlern sieht es hier gerade nicht besonders üppig aus, wenn Sie verstehen, was ich meine. Und ab morgen früh sind Sie doch ohnehin wieder im Dienst.«

»Passt schon«, seufzte Julia, »ich bin nur noch nicht richtig angekommen. Aber schießen Sie mal los, umso schneller bin ich wieder drinnen im Alltag.«

»Unbekannte Tote, noch ein ganz junges Ding«, erläuterte Berger knapp, »abgelegt in einem Müllcontainer in der Taunusanlage. Bankenviertel, Sie wissen schon, irgendwo im Hinterhof eines dieser Hochhäuser, wo außer der Putzkolonne kaum jemand hinkommt.« Er gab die genaue Adresse durch und ergänzte dann: »Ich schicke Ihnen Hellmer und irgendjemanden

von der Rechtsmedizin, das ganze Programm eben, glauben Sie mir, es ist niemand begeistert, das neue Jahr ausgerechnet so zu beginnen.«

Julia notierte sich Straße und Hausnummer und verabschiedete sich mit den Worten: »In Ordnung, ich bin unterwegs. Geben Sie mir eine Viertelstunde.«

»Schon gut, kein Grund, einen neuen Rekord aufzustellen«, kommentierte Berger mit einem leicht ironischen Unterton. »Hellmer hat gesagt, er braucht eine halbe Stunde, wie gut, dass ich ihn als Erstes angerufen habe. Übrigens, Frau Durant, eine Sache noch«, fügte er hinzu und klang schon wieder ernst und geschäftig.

»Ja?«

»Wir haben zwar Sonntagvormittag, und angesichts der Kälte dürfte sich auch das Laufpublikum eher in Grenzen halten. Aber seien Sie bitte diskret, achten Sie darauf, dass die Kollegen den Tatort vernünftig abriegeln, Sie wissen ja, im Bankenviertel wittert jeder Amateur sofort eine riesige Geschichte.«

»Schon klar«, wehrte Julia ab, »als ob ich den Streifenbeamten ihren Job erklären müsste!«

»Darum geht es nicht. Seien Sie einfach nur vorsichtig. Sie wissen doch, wir haben Kommunalwahlen, da kann ich hier keinen Finger krumm machen, ohne mich irgendwo dafür rechtfertigen zu müssen.«

»Ist ja gut«, lenkte Julia ein. »Ich achte darauf, dass nichts nach außen dringt, und werde den Fall Ihnen zuliebe schnellstmöglich lösen.«

»Ja, genau, ich sehe schon, Sie verstehen mich.«

Kunststück, dachte Julia. Immerhin habe ich lange genug auf Ihrem Platz gesessen.

Es lag kaum ein halbes Jahr zurück, dass Julia Durant für mehrere Wochen kommissarisch seine Funktion hatte übernehmen müs-

sen; ein Bandscheibenvorfall hatte Berger für viele Wochen handlungsunfähig gemacht. Der Innendienst hatte Julia wenig geschmeckt: ständiges Rechtfertigen vor den verschiedensten Abteilungen, die sich um Finanzen und öffentliches Ansehen weitaus mehr zu sorgen schienen als um die Schicksale von Gewaltopfern, die einer schnellen Verurteilung mehr zugeneigt schienen als einer lückenlosen Aufklärung. Glücklicherweise hatte Berger sich schließlich erholt und im September endlich wieder das Ruder übernommen. Denn für Julia Durant gab es nur einen Job, der sie erfüllte: die leitende Ermittlung eines Falles.

Rasch eilte sie vor den Badezimmerspiegel und bürstete das schulterlange, kastanienbraune Haar, welches sich dankenswerterweise nicht allzu widerspenstig zeigte. Mit zusammengekniffenen Augen musterte sie ihr Spiegelbild, doch es gefiel ihr nicht, was sie dort sah. Julia Durant war Jahrgang 1963, ein Novemberkind, das zweieinhalb Wochen vor der Ermordung Kennedys zur Welt gekommen war. Ein Ereignis, welches lange zurück lag, zu viele Jahrzehnte, ja, mittlerweile sogar in einem vergangenen Jahrhundert. »Du brauchst dringend eine Maske«, murmelte sie verdrossen, denn während die gut proportionierte Kommissarin noch eine recht straffe Figur aufweisen konnte, breiteten sich um die Augen unübersehbare Fältchen aus. Seufzend wandte sie sich vom Spiegel ab, schlüpfte aus ihrem Morgenmantel und fröstelte. Der Wetterbericht hatte von minus zehn Grad gesprochen, in der Innenstadt sicher etwas milder, aber dennoch ein eisiger Tag. Selbst in der angenehmen Wärme ihrer Wohnung meinte die Kommissarin bereits den kalten Wind auf den Wangen zu spüren.

Julia Durant hatte die Weihnachtsfeiertage in München verbracht, bei ihrem Vater, der in ihrem Heimatdorf unweit der bayerischen Landeshauptstadt als Pastor tätig gewesen war. Seit

einigen Jahren befand er sich im Ruhestand, was den beinahe Achtzigjährigen jedoch nicht daran hinderte, vertretungshalber in den umliegenden Gemeinden einzuspringen, wenn Not am Mann war. Julia missfiel dies zunehmend, sie sorgte sich um ihren Vater, der bei weitem nicht mehr so fit war wie noch vor ein paar Jahren.

»Julia, du musst das verstehen«, entgegnete er nur jedes Mal, wenn sie das Thema ansprach. »Ich habe den Großteil meines Lebens im Dienst an der Gemeinde verbracht, und so werde ich es auch einmal beenden. Ich kenne die meisten Menschen hier seit ihrer Taufe, habe viele von ihnen getraut und auch einige beerdigt. Julia, das ist für mich kein lästiger Job, das ist mehr wie eine große Familie. Lass mich das machen, dadurch fühle ich mich lebendiger, als wenn ich zu Hause in meinem Sessel hocke.«

Julias Mutter war vor vielen Jahren an Krebs gestorben, und immer öfter plagten sie Gewissenbisse, dass sie ihren Vater wegen ihres Hunderte Kilometer entfernten Jobs nur so selten sah.

Doch es war nicht Pastor Durant alleine, den die Kommissarin in München besucht hatte. Silvester hatte sie mit Kommissar Claus Hochgräbe und einigen Kollegen von der Münchner Mordkommission gefeiert. Der Kontakt war vor einigen Monaten während des Mason-Falls zustande gekommen, und Hochgräbe hatte Julia irgendwann nach München eingeladen. Er war ein sympathischer Mann, ein paar Jahre älter als sie, durchaus attraktiv, kinderlos und außerdem verwitwet.

»Eine gute Partie!«, so hatte Hellmer ihn, als Julia ihm den Münchner Kollegen zum ersten Mal beschrieben hatte, lapidar bezeichnet. »Angel dir den nur mal, egal, ob hinterher was draus wird oder nicht.« Julia Durant hatte daraufhin nur müde gelächelt. Die Zeiten, in denen sie sich auf die Suche nach kurz-

lebigen Abenteuern begeben hatte, waren vorbei. Diese Julia Durant gab es nicht mehr.

Erst gestern war sie nach Frankfurt zurückgekehrt. In Bayern war es noch um einiges kälter gewesen, sie war also gut vorbereitet, kramte die Thermowäsche aus dem noch nicht ausgepackten Koffer und zog eine Jeans und einen hellgrauen Wollpullover darüber. Dunkelgrauer Mantel, schwarzer Fleeceschal, schwarze Lederhandschuhe, alles dabei – prüfte sie im Hinausgehen. Die Pudelmütze lag offenbar noch im Auto.

Gleichzeitig mit Hellmer traf die Kommissarin zehn Minuten später an der angegebenen Adresse ein. Die Taunusanlage war ein Teil des Frankfurter Grüngürtels und wand sich vom Opernplatz zwischen den Hochhäusern der Banken hindurch in Richtung Main. Sie durchschnitt das protzige Finanzviertel und trennte die Sündenmeile und den Hauptbahnhof im Westen von den eleganten Boutiquen und Hotels, die östlich angesiedelt waren. Selbst im Winter strahlte die vier Hektar große Parkanlage eine gewisse Anmut aus, sicher nicht so elegant wie der Holzhausenpark, aber überall standen Statuen und Skulpturen, und wenn man den Blick nicht abschweifen ließ, konnte man die protzigen Paläste der Hochfinanz und die unweit liegenden Sexclubs für einen Moment vergessen.

»Guten Morgen, meine Liebe«, begrüßte ihr langjähriger Partner sie mit polternder Stimme und zog Julia sogleich in eine kurze, heftige Umarmung. »Frohes Neues!«

»Dir auch«, ächzte sie und klopfte ihm auf die Schulterblätter.

»Würde es dir etwas ausmachen ...«

Hellmer ließ locker, und Julia schüttelte prustend den Kopf.

»Ein paar Sekunden länger, und mir wäre der Sauerstoff ausgegangen.« Ihr Atem kondensierte sofort zu kleinen Wolken.

»Wollen wir?«, fragte Hellmer mit einem Nicken in Richtung des vor ihnen liegenden Wolkenkratzers. Julias Blick wanderte

nach oben, es waren schätzungsweise dreißig, vierzig Etagen, vielleicht sogar noch mehr. Sie rechnete kurz. Hundertfünfzig Meter?

»Okay, dann los«, nickte sie. »Bleibt uns ja nichts übrig.«

Die Zufahrt zum Hinterhof des verwinkelten Betonkomplexes ging mit einem leichten Gefälle und in einer Rechtskurve nach unten, gerade so weit, dass man die oben liegende Straße und den Gehweg nicht mehr sehen konnte. Ein vier Meter breites Schiebetor mit grauen, glanzlosen Metallstreben, von denen jede einzelne so dick war wie ein Unterarm, war zu zwei Dritteln geöffnet. Im Innenhof befanden sich unter einem Vordach zwei Doppeltüren mit Gitterglas, durch das von innen her Licht schien. Vermutlich handelte es sich um die Zulieferungszone der Kantine, außerdem verriet ein schäbiger, gut gefüllter Standaschenbecher, dass sich das Personal hierher, abseits der eleganten Bereiche des Hauses, zum Rauchen verzog. Ein typischer Wirtschaftshof, schloss Julia Durant, eben jener Bereich, wo sich all die Dinge abspielen, von denen man in den oberen Etagen, dort, wo die Fassade elegant mit Glas verkleidet ist, nichts wahrnimmt.

Seitlich, an einer nackten Betonwand, befanden sich drei metallene Rollcontainer, die Deckel waren bis zum Anschlag nach hinten geschoben. Zwei Uniformierte sicherten die Zufahrt, doch es gab kaum Schaulustige. Da der Innenhof abseits der Blicke lag, waren Bergers Befürchtungen wohl übertrieben gewesen.

»Ah, die Kommissare«, begrüßte Platzbeck von der Spurensicherung Durant und Hellmer. Er und sein Kollege waren gerade im Begriff, sich die Schutzkleidung anzulegen, kein dankbarer Job, denn sie mussten zumindest für einige Zeit ohne wärmende Handschuhe und Mantel arbeiten.